

Lucius Shepard

**EIN HANDBUCH AMERIKANISCHER GEBETE**

Aus dem Amerikanischen von Joachim Körber



Phantasia Paperback – Science Fiction  
Band 1006

1. Auflage – September 2006

Titel der Originalausgabe:

*A Handbook of American Prayer*

Copyright © 2004 by Lucius Shepard

Published by arrangement with the author

c/o Literarische Agentur Fritz & Fritz, Zürich

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Über alle deutschen Rechte verfügt die Edition Phantasia, Körper & Kohnle GbR, Bellheim. Nachdruck, sowie jede Verwertung außerhalb der Freigrenzen des Urheberrechts sind ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© der deutschen Ausgabe 2006 bei Edition Phantasia, Bellheim

Umschlagbild: Michael Weiler, unter Verwendung des Motivs »Hände eines Apostels« von Albrecht Dürer (Dank an Susanne Reiss)

Satz, Layout: Edition Phantasia

Gesamtherstellung: TZ-Verlag & Print, Roßdorf

ISBN-10 3-937897-19-4

ISBN-13 978-3-937897-19-6

[www.edition-phantasia.de](http://www.edition-phantasia.de)

Für PG



## Kapitel Eins

Wenn Menschen auf Taten zurückblicken, für die sie sich schämen, und sagen, es müsse eine andere Person gewesen sein, die das alles getan hat, und sie hätten keine Ahnung, wer diese Person gewesen sei, dann wollen sie damit eigentlich sagen, auch wenn sie es vielleicht selbst gar nicht wissen, daß sie diese Person *doch* kennen und nicht wissen, wer sie jetzt sind. Sie glauben, oder tun wenigstens so, daß Alter und Erfahrung im Zusammenwirken sie größer, weiser, zu einer formidableren Persönlichkeit als ihr früheres Ich gemacht haben, die zu derartiger Verirrung nicht mehr fähig ist. Vielleicht kann ein Akt extremer Brutalität dazu beitragen, diese Verwirrung zu beseitigen, denn ich weiß genau, wer ich in jener Nacht vor zwölf Jahren gewesen bin, als ich Mario Kirschner ermordet habe, und auch wenn ich geduldiger als früher bin und gewisse Täuschungen abgelegt habe, bin ich doch im wesentlichen derselbe Mann und nicht weniger gegen Dummheit gefeit. Gebete haben mein Leben verändert, aber die grandiosen Veränderungen, von denen die Apostel berichten, haben sie wiederum auch nicht gebracht. Natürlich haben meine Gebete nicht die erhabenen Ziele von Priestern oder Mullahs und sollen keine Wunder bewirken, sondern kleine, wohlkalkulierte Effekte.

Ich kam zum Mord wie ein Schauspieler zu einer Rolle. Ich war als Barkeeper tätig gewesen, seit ich die Schule hingeschmissen hatte, und fand schnell heraus, daß ein Verhalten einstudierter Gleichgültigkeit eine Herausforderung für betrunkene Frauen darstellt. Im Laufe der Jahre wuchs ich in die Rolle des kalten, teilnahmslosen Mannes von Welt hinein (obwohl ich den Bundesstaat Washington noch nie verlassen hatte) und ließ diese Fehlfarbe meinen Charakter beflecken. Im Winter 1991, als ich im Galley angestellt war, einem Touristenrestaurant in Lopez auf den San-Juan-Inseln nahe der Mündung des Pugetsunds, hatte ich eine tiefempfundene Gleichgültigkeit gegenüber der Welt entwickelt. Sogar die Frauen, mit denen ich schlief, langweilten

mich. Unsere Begegnungen stellten für mich lediglich Gelegenheiten dar, meinem Zynismus freien Lauf zu lassen. Ich vermute, daß alle Mörder bis zu einem gewissen Ausmaß auf dieselbe Weise Egoisten sein müssen.

Im Winter waren nur wenig Touristen da, daher ging das Personal des Galley meist um neun Uhr nach Hause und überließ es mir, abzuschließen und mich um Nachtschwärmer zu kümmern. In dieser Zeit habe ich am besten getrunken. Eines Nachts Ende Januar, als ich gerade bei meinem vierten doppelten Wodka war und in einer Nische am Schaufenster saß und die grellen blonden Lichter der verankerten Boote auf dem polierten schwarzen Wasser der Bucht schwanken sah, fuhr ein Porsche auf den Parkplatz, und eine gutaussehende Frau um die dreißig mit langem, kastanienfarbendem Haar betrat das Restaurant, flirtete mit mir und versuchte, einen kostenlosen Drink abzustauben. Ihr wunderbar geschminktes Gesicht, ein Gemälde aus Haut und subtilen umbrafarbenen Schatten, hatte markante Wangenknochen und Lippen wie Satin, die mich an die Lippen erinnerten, wie man sie bei Jahrmärkten auf den Fassaden der Schaubuden von Stripshows sehen kann. Ich sagte ihr, es tue mir leid, ich könne ihr nicht helfen. Sie lehnte sich beschwipst an die Nische und hielt sich dabei an dem verchromten Garderobenständer hinter dem Sitz fest. »Komm schon, Mann! Ich hab einen echt beschissenen Abend hinter mir«, sagte sie. Sie trug graue Hosen, Schuhe mit hohen Absätzen und einen blauen Angorapullover. Schwere goldene Armbreife, Ohrringe aus Gold und Saphiren.

»Sie können sich einen Drink leisten«, sagte ich.

»Ich hab meine Geldbörse bei meinem Freund liegenlassen.«

»Rufen Sie ihn an. Er soll sie herbringen.«

»Er ist der Grund für meinen beschissenen Abend.« Sie ließ sich auf den Sitz gegenüber sinken, vergrub das Gesicht in den Händen und sprach zwischen den verschränkten Fingern hindurch. »Gib mir einfach was zu trinken, okay? Ich bezahl morgen.«

»Wie heißen Sie?« fragte ich.

Sie ließ die Finger verschränkt, hob sie wie ein Visier hoch und sah mich ausdruckslos an. »Wie heißen Sie?«

»Wardlin Stuart.«

»Wardlin?« wiederholte sie mit komischer Betonung und grinste.  
»Wie ›wart hin, hm?«

Das Grinsen verschwand. Ich vermute, sie überlegte sich gerade, wie unklug es war, jemanden zu verspotten, den man um einen Drink angehauen hatte.

»Ich bin Wanda«, sagte sie, schüttelte das Haar und signalisierte damit, vermute ich, daß sie Wildheit und Verruchtheit mit dem Namen assoziierte. »Wanda und Wardlin. Das ist irgendwie niedlich!«

»Wanda«, sagte ich nachdenklich. »Gefällt mir nicht. Paßt nicht zu Ihnen. Sie sind mehr eine ... eine Brooke. Ich werde Sie Brooke nennen.«

Das gefiel ihr nicht, aber sie behielt es für sich.

»Ja«, sagte ich. »Das paßt besser zu Ihrem Post-Vassar-Äußeren. Ein klein wenig abgenutzt und verbraucht, aber sexy. Schlau.«

Sie zuckte bei dem Wort *schlau* zusammen, schlug die Beine übereinander, lehnte sich in der Nische zurück. »Sie sind ein richtiges Arschloch, was?«

»Das gehört zum Berufsbild, Brooke.«

»Du willst, daß ich Brooke bin? Na schön. Ich bin Brooke. Ich bin durch und durch Brooke. Also machst du mir jetzt einen Drink?«

»Warum zeigen Sie mir nicht, was diesen hübschen blauen Pull-over oben hält?« fragte ich. »Dann schenk ich Ihnen was ein.«

Man sah Wanda teilweise am Gesicht an, was in ihrem Kopf vor sich ging. Wut, Abneigung, Unentschlossenheit, Widerwillen und zuletzt, weil sie den Drink wirklich brauchte, Nachdenklichkeit.

»Du willst, daß ich dir meine Titten zeige?«

»Wenn Sie Lust haben. Mir ist es so oder so recht.«

»Ist das deine Gewohnheit?« fragte sie. »Machst du so was täglich?«

»Sie sind die erste. Es kommen nicht viele Leute hier rein, die ihre Zeche nicht bezahlen können.«

»Kein Wunder!«

»Und selbst wenn, würde ich sie nicht bitten, die Pullover ausziehen. Wenn Sie mögen« – ich ließ meine Stimme etwas sanfter

klingen – »können Sie es als provozierende Form der Schmeichelei betrachten.«

Sie lachte, ein kurzer, sardonischer Ton. Ihr Blick wanderte zu dem roten Porsche. Ich ging davon aus, daß sie gehen würde, aber sie warf mir einen Ich-schau-in-deine-Seele-Blick zu, wälzte ohne Zweifel Fragen des Vertrauens und überlegte sich, wie sehr sie an diesem Abend Wanda sein mochte. »Na gut, aber nicht hier«, sagte sie und zeigte zum Fenster. »Es könnte jemand kommen.«

Ich führte sie in die Küche. Wanda stand beim Dunstabzug, krümmte den Rücken unter den Neonlichtern und zog mit der Aura einer Exhibitionistin den Pullover über die Arme. Ihre Brüste waren groß, aber nicht so groß, dachte ich, daß das schwere Bollwerk des Büstenhalters, in dem sie verpackt waren, gerechtfertigt gewesen wäre. Er hätte ein viktorianisches Folterinstrument sein können. Etwas für die zimperliche Jungfer im Inneren. Drähte spannten sich unter dem beigen Stoff; die Schultergurte waren so breit wie Fesseln. Mit einem listigen Lächeln griff sie hinter sich und machte das Ding auf. Die Gurte glitten von ihren Schultern, die Körbchen rutschten herunter und entblößten Fleisch. Gelbe und lila Blutergüsse entstellten die Haut darunter. Um die Warzenhöfe herum konnte man die Fäden chirurgischer Nähte sehen. Das waren Frankenstein-Brüste. Wohlgeformt, aber monströs. Ich starrte sie an.

»Drück sie nicht zu fest, okay?« sagte Wanda. »Ich hab sie gerade verkleinern lassen.«

»Was möchten Sie trinken?« fragte ich. »Scotch? Ich hab einen richtig guten Single Malt.«

Ich stellte mir vor, daß sie mich wie einen Trottel aussehen lassen wollte, indem sie mir nicht vorher von der Operation erzählte und mir dann ihre unberührbaren Brüste zeigte, aber sie schien aufrichtig wütend zu sein, daß ich kein Interesse daran hatte, sie zu befingern. Sie sah mich mit an die Hüften gestemmten Armen an, als ich in die Bar zurückging. »He!« sagte sie. »Wo gehst du hin? He!« Eine Minute später nahm sie wieder vollständig bekleidet an der Bar Platz und bestellte einen Manhattan, den sie stumm trank, während sie mir hin und wieder einen wütenden Blick zuwarf. Ich



ging die Quittungen des Abends durch, und als ich mich nach ein paar Münzen bückte, die ich fallengelassen hatte, hörte ich eilige Schritte und dann die Eingangstür.

Als das kleine Auto der Krümmung der Küstenstraße folgend weggefahren war, zog ich einen Hocker hinter die Bar, stellte eine frische Flasche Ketel One neben mich und überlegte, wie Wanda ticken mochte. Sie kam unmittelbar nach einem traumatischen Streit mit ihrem Freund ins Galley und ließ sich von mir sexuell belästigen, weil sie vermutlich glaubte, mit einer Zufallsbekanntschaft könnte sie Rache nehmen. In ihrem angetrunkenen Zustand hatte sie vielleicht nicht bedacht, wie der Anblick ihrer operierten Brüste auf einen potentiellen Liebhaber wirken mußte. Andererseits schien es denkbar, daß sie mich gereizt hatte und ihr Zorn nur gespielt gewesen war; aber jemanden, der so sehr von sich eingenommen war, hatte ich auf Lopez Island noch nicht getroffen. Welche Gründe sie auch für ihre Manipulationen haben mochte, ich bewunderte sie. Für ein betrunkenes, privilegiertes Kind, das einen Porsche fuhr, hatte sie sich wacker geschlagen.

Nachdem Wanda weggefahren war, bog ein grauer Mercedes auf den Parkplatz ein. Ein untersetzter Mann mittleren Alters mit rasiertem Schädel, der einen grauen Tweedmantel mit Samtbesatz am Revers trug, stieg aus, ließ den Motor laufen und kam zur Tür. Mir wurde klar, daß ich vergessen hatte abzuschließen.

»Wir haben geschlossen«, sagte ich, als der Mann eintrat.

»Na klar«, sagte er, kam zur Bar, baute sich vor mir auf und legte eine Hand – er trug Handschuhe – auf den Tresen. Er sah mich ausdruckslos an, aber ich spürte die Feindseligkeit, die von ihm ausging. Seine Haut war blaß, nur rote Flecken bedeckten die Wangen. Die Stoppeln eines Ziegenbärtchens, das ein paar Tage nicht gestutzt worden war, bildeten einen schmutzigen Schatten auf Kinn und Oberlippe. Im Gegensatz zu den feisten Zügen wirkten seine Augen durch ihre Größe und den Glanz feminin. Der generelle Eindruck war, daß er häßlich wie die Nacht aussah, aber hart daran gearbeitet hatte, diese Wirkung zu erzielen.

»Ich bin Mario Kirschner, Janets Freund«, sagte er mit lauter und,

wie ich vermutete, absichtlich tiefer Stimme, als würde er etwas deutlich Ominöseres verkünden, wie zum Beispiel: »Ich heiße Ringo. Johnny Ringo.«

Ich mußte lachen. »Janet«, sagte ich. »Sie meinen *die* Janet?«

Ich war zwar betrunken, aber aufgekratzt betrunken. Ich war ziemlich sicher, daß ich wußte, wer Janet war. Schlaues Mädchen, dachte ich. »Groß? Flauchiger blauer Pullover, rotbraunes Haar? Sie sagte mir, ihr Name sei Wanda.«

»Vor zwanzig Jahren hätte ich dir jeden Knochen gebrochen«, sagte Kirschner sehnsuchtsvoll. »Jetzt machen Anwälte das für mich. Tut auch mehr weh.«

»Bevor Sie die Anwälte rufen, würde ich gern wissen, was ich getan haben soll.«

»Glaubst du, ich mach Spielchen mit dir? Nimmst du mich nicht ernst?«

»Mal sehen. Wanda ... Nein! Janet! Janet kommt nach einem Streit mit Ihnen hier rein. Stockbetrunken. Sie will so sehr noch was zu trinken, daß sie ihre Titten zeigt. Deren Anblick übrigens einen geilten Pitbull abgetörnt hätte. Ich gebe ihr was zu trinken, sie geht. Und jetzt kommen Sie und drohen mit rechtlichen Schritten.« Ich trank meinen Wodka. »Sie haben wohl recht. Ich nehme Sie nicht ernst.«

Kirschner sah mich kalt an. Obwohl mich die Situation weiterhin eher amüsierte, verspürte ich einen Anflug von Paranoia. »Also, wie sieht ihre Version aus?« erkundigte ich mich.

»Laß den Scheiß!«

»Nee, raus damit, Mann. Interessiert mich wirklich. Sehen Sie, ich weiß, daß ich es ihr nicht besorgt habe. Und da sie Ihnen offensichtlich ziemlichen Mist verzapft hat ... Vielleicht hat sie ja einen Plan? Kann es sein, daß sie nur Ärger machen will?«

»Vielleicht sollte ich sie holen. Glaubst du, nach allem, was du ihr angetan hast, kannst du ihr noch in die Augen sehen?«

Ich sah zu dem weiß qualmenden Mercedes und versuchte, einen Umriß hinter dem beschlagenen Glas zu erkennen. »Ist sie da draußen? Bringen Sie sie rein, Mann. Wenn ich diese Titten ertragen kann, kann ich alles ertragen.«

Kirschner packte mich mit der Faust am Pullover und zog mich zu sich. »Dreckskerl!« sagte er und spritzte Spucke auf mich.

Er sagte noch etwas, aber ich bekam es nicht mit. Ich fand seine warme Spucke, seinen übertrieben parfümierten Geruch, alle körperlichen Einzelheiten seines Erscheinungsbilds so abstoßend, etwa wie den Ekel, den man empfindet, wenn einem eine Spinne über die Hand krabbelt, daß ich mich aus dem Augenblick und jeder individuellen Sichtweise auf ihn ausklinkte. Ich rammte ihm einen Unterarm unter das Kinn und stieß ihn zurück, und als er sich durch den Druck wegdrehte, schlug ich ihm die Flasche Ketel One auf den Schädel. Die Flasche zerbrach nicht. Sie machte ein dumpfes *Bong*, ein unschuldiges Geräusch, als hätte sich jemand den Kopf an einem Balken angestoßen. Kirschners Gesicht wurde leer und er klappte zusammen, als hätte ihm jemand den Strom abgeschaltet.

Heute weiß ich, daß Kirschner mit einer Schädelfraktur und daraus resultierendem subkutanem Hämatom im Sterben lag, aber sein Puls war stark und kein Blut zu sehen. Ich dachte mir, daß er in einer oder zwei Minuten wieder zu sich kommen würde. Ich ging ans Fenster. Wanda (alias Janet Pietkowski) hatte einen klaren Fleck in die beschlagene Windschutzscheibe gerieben. Ich konnte ihren Pullover, die Frisur, den zu einem O geformten roten Mund sehen. Ganz offensichtlich hatte sie alles mit angesehen. Wir sahen einander eine ganze Weile an, mindestens zwanzig, dreißig Sekunden, würde ich sagen, und in diesen Sekunden wurde der weitere Verlauf meines Lebens geformt, überlegte sich Wanda – ich denke nie als Janet oder Brooke an sie – die Einzelheiten der Geschichte, die sie erzählen würde, einen Bericht über grundlose Gewalt meinerseits, der den Bezirksstaatsanwalt veranlaßte, Anklage wegen Totschlags zu erheben.

Wenn ich an diese Sekunden denke, bin ich versucht, die Erinnerung zu überhöhen, mir einzureden, daß ich spürte, wie sich das Schicksal so greifbar wie die weißen Abgase des Mercedes, eine aufgewühlte Wolke, um mich zusammenzog; aber in Wahrheit schien es mir gar kein besonderer Moment zu sein. Ich fragte mich, welche Lüge Wanda Kirschner aufgetischt haben mochte,

daß er so in Wut geriet, und stellte Spekulationen über ihre Motive an. Sie hatte allen Grund, auf uns beide wütend zu sein. Vielleicht hatte sie ihren Freund in der Hoffnung auf mich gehetzt, daß wir uns gegenseitig wehtun würden. Sie hatte die Hände wie im Gebet gefaltet und berührte mit den Fingerspitzen ihr Kinn. Ihre Augen waren geschlossen, sie bewegte die Lippen. Schließlich entspannte sie sich, wählte eine Nummer mit ihrem Mobiltelefon und sprach hinein. Ich machte mir keine Sorgen. Meiner eigenen Betrunkenheit maß ich keine Bedeutung bei und überlegte mir, daß mein Wort nach sechs Monaten makelloser Führung im Galley mehr gelten würde als das einer Frau, die beim Alkoholtest locker zwei Promille toppen konnte. Ich zündete mir eine Zigarette an, blies den Rauch in ihre Richtung und winkte ihr mit allen Fingern, eine unbekümmerte, wegwerfende Geste. Wanda beendete ihren Anruf. Wir sahen einander durch zwei Glasscheiben in die Augen, und sie lächelte. Es war so ein entwaffnendes Lächeln, fand ich, so frei von Hinterhältigkeit, daß ich es erwiderte. Bis die Polizeisirene näherkam und ich sie hören konnte, hatte ich sogar kurzfristig den Eindruck, als wären wir fast so etwas wie Freunde, Komplizen des Guten.

## Kapitel Zwei

Ich habe einmal ein Interview gegeben, in dem ich sagte, daß Gebete, der Akt der Erfindung von Gebeten, meiner essentiellen Substanz eine einfachere Form gegeben hätten. Diese Aussage ist zwar vordergründig wahr, aber vielleicht habe ich meinen Gesprächspartner, Mr. Ed Bradley von *60 Minutes*, ein wenig im unklaren gelassen, da ich nicht hinzufügte, daß die neue Form meiner Seele weitgehend das Resultat von Opportunismus war. Der menschliche Geist ist durch Schuld formbar. Wir sind alle bis zu einem gewissen Grad Soziopathen, überwiegend gütige, und können uns in jedwede Kleidung hineinzwängen, die erforderlich ist, um in einer bestimmten Umgebung erfolgreich zu sein. Einstudierte Gleichgültigkeit und Emotionslosigkeit, meine typische Verkleidung, bringen einen im Gefängnis nicht weiter. Dort ist Leidenschaft gefragt, Leidenschaft für das Interesse am Überleben. Ich hatte geglaubt, ich könnte die Anklage auf Tötung im Affekt reduzieren lassen, aber Wandas Geschichte, wie ich sie auf der Damentoilette überfallen hatte, als sie ihre Brüste salbte, ihre Trauer, weil sie Kirschner von dem Vorfall erzählte, Kirschners besonnene Haltung und meine übertrieben brutale Reaktion ... unter diesen Umständen blieb mir kaum etwas anderes übrig, als auf Totschlag zu plädieren, und ich durfte als Belohnung dafür zehn Jahre lang die Kunst des leidenschaftlichen Überlebens in der staatlichen Haftanstalt von Walla Walla üben. Die ersten paar Jahre beschäftigte ich mich mit meinen Gnadengesuchen und was ich Wanda nach meiner Freilassung antun würde. Wie sich herausstellte, war Kirschner ein brutaler Schläger gewesen und Wanda hatte gerade lange genug in einer Zweierbeziehung mit ihm gelebt, daß das Gewohnheitsrecht galt; aus dem Grund hatte sie Anspruch auf einen erheblichen Teil des Geldes, das seine Kette von Lebensmittelgeschäften einbrachte. Ich bezweifle, daß sie planen oder ahnen konnte, was im Galley geschehen war, glaube aber inzwischen fest, daß Kirschner die Form ihrer Seele durch seine häusliche Gewalt

auf pure Rachsucht reduziert hatte und sie die Gelegenheit, die ich ihr bot, einfach beim Schopf packte, eine Konfrontation herbeiführte und einfach nur auf das bestmögliche Ergebnis hoffte.

Im Gefängnis vergeudete ich einen Großteil meiner Zeit damit, daß ich mir unmögliche Formen der Rache ausmalte. Ich sah mich als Phantom, das in der schwülstigen Luft von Wandas Boudoir schwebte, mit ihrem träumenden Leib verschmolz und eine Art von metaphysischer Vergewaltigung vollzog, die den Keim von Tumoren in ihrem Fleisch säte. Ich sah mich wütendere, buchstäbliche Erniedrigungen vollziehen, brutale Verführungen, bei denen sie sich nach Kirschners vergleichsweise phantasielosen Vergewaltigungen sehnte, die aber dennoch so phantasievoll waren, daß sie zärtlichere Gefühle in ihr weckten und eine perverse Abhängigkeit schufen, die sie nicht weniger als acht und nicht mehr als fünfzehn Jahre in ihren Bann ziehen würde. Erst etwa in der Mitte dieses minimalen Zeitraums, als ein Autodieb namens Roger Dubon, den ich kaum kannte, eine eigene Gefängnisphantasie, in der ich eine schlimme Bedrohung darstellte, in die Tat umsetzte, mich mit einem Messer niederstach und zum Verbluten im Treppenhaus liegen ließ ... erst da überwand ich diesen Wunsch nach Rache und begriff den Charakter von Gebeten. Während ich in der Krankenstation genas, kreisten meine Gedanken abermals um Wanda, und ich erinnerte mich an den Augenblick, als sie gebetet hatte. Im Laufe der Verhandlung wurde deutlich, daß sie von Natur aus habgierig und unmoralisch war, ein Luder ohne nennenswerte religiöse Überzeugungen. Das Gebet war für sie die Folge eines übermächtigen Impulses gewesen, der ihr in einem günstigen Augenblick kam, als sie sich der Lage nicht gewachsen fühlte. Wofür sie auch immer gebetet hatte – daß mein Schlag tödlich sein mochte oder sie die Kraft haben würde und die Polizei vom Wahrheitsgehalt ihrer Geschichte überzeugen konnte – es lag auf der Hand, daß das Gebet erhört worden war. Ich entsann mich meines eigenen jüngsten Gebets. Ich lag im Treppenhaus, hatte den Geschmack von Blut im Mund, Schatten bedrängten mich, das Leben strömte aus mir hinaus. Ich hatte wiederholt darum gebetet, daß ich die Kraft zum Aufstehen finden und mich den

Flut entlangschleppen könnte, bis ich jemandem begegnete, der Hilfe rufen würde, richtete die Gebete jedoch nicht an einen Gott, sondern an eine enorme, unbestimmte Region über die, wie ich glaubte, nichts herrschte. Und doch durchströmte mich plötzlich Kraft. Ich stand auf, ich erhob mich, ich wandelte. Ein Wunder, versicherte mir der behandelnde Arzt, angesichts der Schwere meiner Verletzung. Das deutete auf die Möglichkeit hin, daß das Beten selbst Wunder wirkte, daß es gar nicht so wichtig war, welchen Namen man an ein Gebet anhängte, ob Allah, Jesus Christus oder Damballa, sondern die Inbrunst und Umstände des Gebets und der Augenblick, wenn man sich dazu entschied. So konnte man das Gebet, vielleicht sogar den Glauben selbst, als unbescheidenen physikalischen Akt ansehen, ein funktionierendes Mittel, geringfügige Veränderungen der Realität herbeizuführen.

Ich wurde von diesem Gedanken, der sich aus einer Laune heraus entwickelte, regelrecht besessen. Derlei Obsessionen sind die Folge, wenn man zuviel Zeit hat, und erklären die hohe Zahl von aus Zahnstochern erbauten Städten, Buddelschiffen und Streichholzmosaiken, die man in Gefängniszellen finden kann. Aber dieser Gedanke besaß ein höheres Ausbaupotential als diese anderen Zeitvertreiber. Mit kam der Gedanke, wenn Inbrunst und Gelegenheit Kriterien für wirkungsvolles Beten waren, konnte man vielleicht ersteres herbeiführen, damit es letzterem diene. Man könnte vielleicht Gebete erschaffen, die die Inbrunst der betenden Person erhöhten, wann immer es sich als notwendig erwies. Warum sonst wären die Psalmen geschrieben worden? Das Problem mit den Psalmen lag freilich, wie bei allen anderen uralten Gebeten, einfach darin, daß ihre altertümelnde Sprache nicht mehr in die moderne Zeit paßte, was ihre Kraft, den Geist stark genug zu bündeln, daß eine Veränderung herbeigeführt wurde, doch sehr einschränkte. Ein neuer Gebetsstil schien erforderlich, der keinen Gott voraussetzte oder aber mindere Götter beschwor, vergängliche Wesen mit begrenzten Fähigkeiten, nicht die allwissende Eminenz, die die biblischen Autoren anriefen. Einer, der die Sensibilität auf eine zeitgemäße Weise anregte, so wie ein Selbsthilfetext, ein Handbuch, das die grundlegenden Fertigkeiten oder die

Einstellung und Disziplin unterrichtete, um besagte Fertigkeit zu entwickeln.

Ein erstes Gebet, das diese Gedankengänge umsetzte, schrieb ich noch in der Krankenstation; darin bat ich darum, daß ich zukünftig »die Schritte im Dunkeln, den Atemhauch des Mörders« hören dürfte. Ich vermag nicht zu sagen, ob es eine Veränderung bewirkte, davon abgesehen, daß es mir die Gefahr bewußter machte, aber ich wiederholte es jedesmal, wenn ich meine Zelle verließ und erlebte weder ein weiteres Erlebnis wie das mit Roger Dubon (der seine Jahre jetzt in einem Hochsicherheitstrakt absaß) noch Angriffe von anderer Seite. Tatsächlich wurden alle meine Gebete erhört. Ich bat lediglich um kleine Gefälligkeiten und wählte jeden Augenblick mit Bedacht. An dem Abend, bevor ich meine Bewerbung um den Job in der Bibliothek einreichte, arbeitete ich an einem Gebet, das dieses Ansinnen unterstützen sollte, bot mir Jerry Swain, mein Zellengenosse, ein vierschrötiger Spießler mittleren Alters, fünf Packungen Camel an, wenn ich »so ein Gebetsdingens« für ihn einfädeln würde. Diese Bitte verblüffte mich. Obwohl uns eine gewisse Form von Kameradschaft aufgezwungen worden war, wahrte Jerry geringschätzig Distanz, seit ihm die Zelle zugewiesen worden war, und ich hatte nicht versucht, daran etwas zu ändern. Wir hatten gar nichts gemeinsam. Er war schlampig, fett, hatte lange Haare und seine Brust, der Rücken und die Arme wurden von einfarbigen Tätowierungen entstellt, offenbar samt und sonders Werke ein und desselben Künstlers, überwiegend Karikaturen draller Frauen, und das Kernstück zeigte einen Oktopus, der mit seinen Tentakeln Geschlechtsverkehr mit vier dieser Damen praktizierte. Seine zahlreichen Freunde im Gefängnis hatten große Ähnlichkeit mit ihm, und wenn sie sich zu einer Gruppe zusammengerottet hatten, redeten sie irres Zeug von »Niggern« und »Bohnenfressern« und einem geheimen Königreich, noch im Geburtsstadium, das aber eines Tages die Welt beherrschen würde. Im Gegensatz dazu war ich ordentlich, schlank, mit kurzen Haaren, ungeschmückt und behielt meine Ansichten über Rassen und Politik für mich. Ich fragte Jerry, worum er beten wollte, woraufhin er zum erstenmal im Lauf unseres Zusammenlebens weich wurde



und einen gräßlichen Lebenslauf zum besten gab. Vater seit Jahren verschwunden, Mutter an Trunksucht gestorben, zwei Brüder bei schiefgegangenen kriminellen Aktivitäten ums Leben gekommen. Seine einzige lebende Verwandte, eine Schwester, Serena, war »zur Lesbe« geworden, und sie hatten keinen Kontakt mehr.

»Ihre Freundin hat Serena gegen mich aufgehetzt«, sagte er. »Marcy Sharp. Die fette alte Kuh. Ihre Mama ist auch eine verdammte Lesbe, ist das zu glauben.«

In seiner Einsamkeit hatte Jerry Serena einen Brief geschrieben und um Aussöhnung gebeten, wagte aber nicht, ihn abzuschicken, da er spürte, daß er bei ihr verspielt hatte. »Mit ist aufgefallen, daß es viel besser für dich läuft, seit du mit diesen Gebeten angefangen hast«, sagte er, »drum dachte ich mir, schieß drauf, was soll's, klar?«

Nach weiteren Erkundigungen über Serena, die mir ermöglichten, die spezifischen Einzelheiten des Gebets besser auszuformulieren, machte ich mich an die Arbeit und überreichte Jerry nach zwei Tagen das fertige Produkt, das erste der Gebete, die ich schließlich zwischen Buchdeckeln vorlegte, das mit der Zeile begann: »Genevieves Sharps Tochter mit der Schweinenase haßt mich ...«

Jerry las es mehrmals erstaunt durch. »Klingt nicht besonders religiös, was?« sagte er.

»Die religiösen Gefühle mußt du beisteuern«, sagte ich. »Du mußt damit deine Gefühle bündeln, mußt Inbrunst erzeugen.«

Er las es wieder durch. »Das ist nicht gerade ein typisches Gebet«, sagte er.

Ich versuchte ihm zu erklären, daß der Wert des, wie ich es ausdrückte, »Gebetsstils«, wie bei allen konzentrativen verbalen Hilfsmitteln, Gebeten, Mantras und so weiter, im Klima der Worte lag, in ihrem exakten Klang und der Resonanz, die mit Klang und Sinn erreicht wurde. Ich wollte nicht die behäbige Architektur der Vergangenheit nachahmen, sondern versuchte, zeitgenössische Ausdrucksmittel zu finden. Wenn er nicht zufrieden wäre, sagte ich ihm, würde ich ihm seine Camel zurückgeben.

»Nee, hab schon verstanden«, sagte Jerry. »Laß es mich eine Wei-

le versuchen. Gefällt mir ... ehrlich. Ist nur irgendwie merkwürdig, weißte?»

Drei Wochen später kam Serena Swain Jerry besuchen, und kurz darauf bekam ich meine zweite Bitte um ein persönliches Gebet. Der Antragsteller war ein drahtiger, quirliger kleiner Mann namens Skinner Wallace, ein Mörder und so voller Energie, daß es jedesmal zu knistern schien, wenn man sich in seiner Nähe aufhielt. Sein Wunsch war ein Gebet, das den Tod der Hure herbeiführen sollte, die er bezahlte, damit sie ihn einmal im Monat besuchen kam, eine Sex-Show für ihn veranstaltete und ihm, durch eine dicke Glasscheibe getrennt, schmutzige Worte durchs Telefon sagte. Er behauptete, das Ausmaß seiner Frustration wäre mittlerweile so groß, daß er den Gedanken nicht ertragen konnte, ein anderer Mann könnte bekommen, was ihm verwehrt blieb. Da ich den Gebetsstil bis dahin nicht mit irgendeiner Form von Ehrenkodex in Verbindung gebracht hatte, sagte ich ihm sehr zu meiner eigenen Überraschung, daß es die Wirksamkeit meiner Arbeit vermutlich überfordern würde, jemanden zu töten, und ich, selbst wenn dem nicht so wäre, keinerlei Neigung verspürte, es zu versuchen. Skinners Miene verbissener Entschlossenheit verschwand, als er das hörte. Ich dachte, er würde mich schlagen, aber offenbar sicherte mir Jerry Swains Aussage, wonach ich wirklich Wunder tun konnte, eine gewisse Position.

»Was willst du wirklich?« fragte ich. »Ich meine, du willst doch nicht, daß sie tot ist. Du willst sie ficken, oder nicht?«

»Die gestatten mir keine direkten Besuche«, sagte er.

»Du weißt, daß hier drinnen manches passiert, das nicht erlaubt ist. Vielleicht wärest du besser bedient mit einem Gebet, das bei einer der Wachen einen Sinneswandel herbeiführt.«

»Ich bete ganz bestimmt nicht zu einer verdammten Wache! Die Scheißwachen hassen mich doch alle!«

»Ich schlage vor, du betest für die Möglichkeit, deiner Hure richtig nahe zu kommen ... was immer dazu erforderlich sein mag.«

Skinner dachte über den Vorschlag nach. »Okay. Scheiße! Schreib mir was auf.«

»Es ist nicht nur so, daß ich schreibe ...«

»Ja, ich weiß! Ich muß hinter dem stehen, was du schreibst. Es verinnerlichen.«

»Es ist mehr als –«

»Ich weiß! Okay? Du mußt mir ein paar Fragen stellen. Also los! Bringen wir's hinter uns!«

Es dauerte fast sechs Wochen, bis Skinner – vermittelt Gebeten, Drohungen und Verhandlungen – einen Zustand herbeiführen konnte, der ihm eine dauerhafte körperliche Beziehung mit seiner Hure gewährleistete. Von diesem Tage an wurde ich mit Bitten um Gebete regelrecht überschüttet. Ich konnte alle zufriedenstellen, die ich akzeptierte, aber die meisten lehnte ich ab. Entweder waren sie moralisch anrühlich oder betrafen Ziele, die außerhalb der engen Grenzen meiner bescheidenen Schöpfungen lagen. Meine hohe Erfolgsrate ließ sich teilweise durch den rigorosen Auswahlprozeß erklären, aber als ich Jerry und Skinner und verschiedene andere meiner Kunden beobachtete, stellte ich fest, daß ein legitimerer Prozeß im Spiel war – der Akt des Betens hatte ihr Verhalten verändert, ruhigere, umgänglichere Menschen aus ihnen gemacht. Die Erfüllung ihrer Wünsche betonte diese Eigenschaften. Sie kamen ab und zu wieder und baten um neue Gebete, und manchmal sah ich sie auf dem Hof, auf einem der Flure oder allein in ihren Zellen, wie sie mit gesenkten Köpfen stumm die Lippen bewegten. Ich war sicher, daß ihre Gebete erhört worden waren, denn der Gebetsstil bündelte am Ende ihre Anstrengungen, und ich glaubte, daß die Übung an sich tatsächlich der Auslöser ihrer veränderten Verhaltensmuster war, daß keine traditionelle spirituelle Komponente einen Anteil daran hatte. Und ich sah Beweise dafür auch an mir selbst. Ich war einunddreißig, als ich ins Gefängnis kam, und auch wenn jeder Zeitraum von fünf Jahren generell eine Phase psychologischen Wachstums darstellt, wenn man zwischen dreißig und vierzig ist, konnte ich den Löwenanteil dieses Wachstums auf den Einfluß des Gebetsstils zurückführen. Ich war demütig, nachdenklich, zielstrebig und still geworden, die Aufwendungen meiner Gabe hatten die zynischen Ecken und Kanten abgeschliffen und sie einem besonnenen, ernststen Charakter weichen lassen. Meine Persönlichkeit in Konversationsdingen,

ehedem sardonisch und schlagfertig, wurde zunehmend zurückhaltend und versöhnlich, und ich hörte mich nicht selten sprichwortartige Wendungen von mir geben, ein Konversationsstil, über den ich mich einst lustig gemacht hätte. Dieser neuen Einfachheit wohnte die feste Überzeugung inne, daß Gott mit alledem nichts zu tun hatte, aber in Anbetracht meines ausgeprägten Hangs zur Selbsttäuschung, zu abgedroschenen Predigten, wäre es durchaus denkbar gewesen, daß ich einen langweiligen, wahllosen christlichen Pfad einschlagen könnte. Während ich lediglich einen geistigen Tapetenwechsel vollzog und einen persönlichen Stil ausprägte, der besser zu meiner Umgebung paßte, sah ich mich allmählich als Kunsthandwerker, der seinen eigenen Geist formte und umgestaltete und auf Großes vorbereitete. Der Mann, der Mario Kirschner getötet hatte ... ich hätte nicht mehr sagen können, wer diese Person gewesen war. Ich besaß jetzt eine erhabeneren, unergründlicheren Seele, die zu einem derart beiläufigen, gedankenlosen Verbrechen gar nicht mehr fähig gewesen wäre.

Sie können dieses Buch bei Ihrer Buchhandlung bestellen, oder direkt beim Verlag. Benutzen sie dazu folgenden Link: [www.edition-phantasia.de](http://www.edition-phantasia.de)